

HÅKAN NESSER

KIM NOVAK  
BADETE NIE IM SEE  
VON GENEZARETH

ROMAN

**btb**  
EBOOKS

## 4

Henry, mein Bruder, schrieb für den Kurren alles Mögliche.

Über die Versammlung des Gemeinderats, über Motorradrennen, über mögliche Brandstifter. Über Kälber mit zwei Köpfen und Geschwister, die sich nach siebenundfünfzig Jahren wiederfanden. Was er nicht in der Redaktion oder in der Stadt aufschnappen konnte, fand er in anderen Zeitungen, in schwedischen oder auch in ausländischen. Er verbrachte mindestens eine Stunde am Tag damit, Neuigkeiten und Sensationen aus aller Welt in der Stadtbibliothek von Örebro zu durchforsten. Um eine Idee oder einen Hinweis für eigene Recherchen und Artikel zu finden.

Alles, was er geschrieben hatte, schnitt er aus und klebte es in große Mappen ein. Zu der Zeit, in dem Sommer, als meine Mutter sterben sollte, hatte er bereits ein halbes Dutzend solcher Mappen, in denen er mich manchmal blättern ließ, wenn ich ihn in seiner Bude in der Grevgatan besuchte. Ich saß gern dort zusammengekauert auf seinem wackligen Bett mit den Metalltrallen an Kopf- und Fußende, und guckte mir die Überschriften an. Nur selten las ich den Text, aber die Überschriften gefielen mir. Ich wusste damals nicht, dass es fast immer jemand anders war, der diese Aufreißer getextet hatte, und nur ganz selten Henry.

*Schlaue Sau siebzig Kilometer schwarzgefahren  
Branntwein prima für Blutdruck  
Deutsche Minister auf Stippvisite in Arboga*

Wenn ich so eine prima Überschrift gelesen hatte, schloss ich für eine Weile die Augen und versuchte, mir die komplizierte Wirklichkeit vorzustellen, die sich dahinter verbarg. Manchmal gelang mir das, manchmal nicht.

\* \* \*

»Da ist noch was«, sagte Henry, mein Bruder, eines Tages, es war nicht einmal mehr eine Woche bis zu den Sommerferien.

Ich schaute von einem Zeitungsausschnitt auf, auf dem ein Famoser Feuerwehrmann sich beide Beine in Broby gebrochen hatte.

»Jaha?«, fragte ich.

Henry betrachtete seine Zigarette und drückte sie im Affenschädel voll feuchtem Sand aus, der neben der Facit-Schreibmaschine auf dem Schreibtisch stand.

»Was den Sommer betrifft.«

Jetzt macht er einen Rückzieher, dachte ich. Verdammte Scheiße.

»Was denn?«, fragte ich.

»Ein paar Sachen sogar«, sagte er und sah Ricky Nelson noch ähnlicher als sonst. Oder Rick. Ich klappte die Mappe mit den Ausschnitten zu.

»Ich arbeite nicht mehr für den Kurren.«

»Mhm?«

»Jedenfalls diesen Sommer nicht.«

»Diesen Sommer?«

»Ja. Ich will ein Buch schreiben.«

Er sagte das, als handelte es sich darum, zu Karlesson zu gehen und ein Eis am Stil zu kaufen.

»Ein Buch?«, wiederholte ich.

»Genau. Irgendwann muss man das einfach tun.«

»Ja?«

»Jedenfalls müssen das einige Menschen tun. Und ich bin so ein Mensch.«

Ich nickte. Davon war ich überzeugt. Ich wusste nicht so recht, was ich sagen sollte.

»Wovon soll es denn handeln?«

Er antwortete nicht sofort. Legte die Füße auf den Schreibtisch, nahm einen Schluck aus der Flasche mit Rio Club, die auf dem Boden stand, und fischte sich eine neue Lucky Strike heraus.

»Vom Leben«, sagte er. »The real thing. Vom Existenziellen.«

»Jaha«, sagte ich.

Er zündete sich die Zigarette an, und eine Weile saßen wir da, ohne etwas zu sagen.

Henry nahm ein paar tiefe Züge, während seine Schulterblätter wie festgegossen am Stuhlrücken lehnten. Er starrte an die Decke, wo sich der Rauch ins Nichts auflöste.

»Prima«, sagte ich schließlich. »Ich finde es toll, dass du ein Buch schreibst, ich glaube, es wird saugut.«

Henry schien es gar nicht zu interessieren, was ich sagte.

»Und was noch?«, fragte ich.

»Wieso?«, fragte Henry zurück.

»Du hast gesagt, es sind ein paar Dinge. Und das mit dem Buch ist doch wohl erst eins, oder?«

»Du kannst verdammt gut rechnen, Brüderchen«, sagte Henry. »Bist ein richtiger Taschenrechner.«

»Jedenfalls kann ich noch bis zwei zählen«, sagte ich.

Henry lachte. Er hatte so ein kurzes Lachen, das irgendwie scharf klang. Ich fand, es klang gut, und ich hatte versucht, es mir auch zuzulegen, aber ich war nicht besonders erfolgreich gewesen. Ein bestimmtes Lachen war nicht so einfach zu erlernen, das hatte ich dabei begriffen.

»Ja, es geht dabei um Emmy«, sagte Henry und stieß einen Rauchkringel aus, der wie ein dicker Sputnik durchs Zimmer glitt.

»Klasse«, sagte ich, als er an die Wand stieß und sich dort auflöste. »Was ist mit Emmy?«

»Sie wird nicht kommen«, sagte Henry.

»Was?«, fragte ich.

»Sie kommt nicht nach Genezareth.«

»Und warum nicht?«

»Ich habe sie gestrichen«, erklärte Henry.

Ich war mir nicht ganz sicher, was das bedeutete. Ob das hieß, dass er sie umgebracht hatte und mit einem Zementklumpen an den Füßen in irgendeinen Kanal geschmissen hatte, aber das konnte ich mir nicht vorstellen. Vera Lane war in Darkin III nahe daran gewesen, so behandelt zu werden, aber ich hatte Schwierigkeiten, mir vorzustellen, dass Henry so etwas tun würde.

»Aha«, sagte ich ganz neutral.

»Das heißt, dass nur noch du, ich und dein Kumpel übrig sind. Wie heißt er eigentlich?«

»Edmund«, sagte ich.

»Edmund?«, wiederholte Henry. »Blöder Name.«

»Er ist aber in Ordnung«, erklärte ich.

»Ja, sicher«, sagte Henry. »Man kann die Leute ja nicht nach ihren Namen beurteilen. Ich war mal mit einer Braut zusammen, die hieß Frida Arschel. In Amsterdam. Und die war gar nicht übel.«

Ich nickte und saß still eine Weile da, dachte an all die Bräute mit komischen Namen, die ich gehabt hatte.

Und an all die Bräute, die ich gestrichen hatte.

»Aber Vater und Mutter halten wir dabei raus, nicht wahr?«, sagte Henry.

»Wie meinst du das?«

»Wir erzählen nicht, dass Emmy nicht mitkommt. Sonst machen sie sich nur Sorgen, dass wir das mit dem Essen und so nicht hinkriegen«, erklärte Henry, mein Bruder. »Aber das schaffen wir schon. Drei Kerle in der Blüte ihres Lebens.«

»Na klar«, sagte ich. »No problem. Ich bin der Tarzan der Pfannkuchen.«

Da lachte Henry wieder sein scharfes Lachen. Es klang gut. Wenn ich heute darüber nachdenke, fühlte es sich so an, als würde man am Rücken gekrault, wenn mein Bruder lachte.

\* \* \*

An einem Tag in der letzten Woche machten wir noch einen Schulausflug zum Brumberga-Tierpark. Ich war die ganze Zeit mit Edmund, Benny und Arsch-Enok zusammen, und auch wenn wir bei der Rallye von einer Mädchengruppe um nur einen bescheuerten Punkt geschlagen wurden und uns somit ein Riesenbecher Eis entging, hatten wir einen recht anregenden Nachmittag. Arsch-Enok hatte gerade Geburtstag gehabt und einen ganzen Fünfinger von seinem geistesschwachen Onkel einkassiert, deshalb waren wir gut bei Kasse. Und Arsch-Enok gehörte nicht zu den Geizigen; er verdrückte vierundfünfzig Dixibonbons und musste auf der Rückfahrt auf einem der Kotzplätze sitzen. Ich selbst aß sechsendreißig Revalbonbons, und mir ging es ausgezeichnet.

In der darauf folgenden Nacht hatte ich einen Traum. Ich war wieder im Zoo, und die ganze Klasse stand vor einem großen grünen Aquarium mit Delfinen, Rochen und Robben.

Ich glaube, sogar Haie waren dabei. Wir alle standen still da und hörten zu, denn es war Ewa Kaludis, die uns etwas erzählte. Hinter ihrem Rücken glitten die großen, spulenförmigen Tiere auf ihrer ewigen Wanderung in dem grünen Wasser vorbei.

Plötzlich hörte ich Benny fluchen. Er streckte seinen schmutzigen Zeigefinger aus, und ich konnte sofort sehen, was er entdeckt hatte.

Meine Mutter kam in dem Aquarium angeschwommen. Zwischen den Rochen und den Robben. Meine Mutter.

Das war ganz schrecklich. Sie hatte ihren abgetragenen blauen Kittel mit den verblichenen Rosen an und sah ganz aufgedunsen und glubschäugig aus. Ich stürzte an die Glasscheibe, bedeutete ihr mit großen Gesten, dass sie zur anderen Seite schwimmen sollte, aber sie hing einfach nur im Wasser herum und starrte uns mit ihren traurigen Augen an. Es schien aussichtslos, sie dort wegzubekommen, deshalb drehte ich mich stattdessen weg. Ich drückte mich an die Scheibe, breitete die Arme aus und versuchte, sie zu verdecken. Ewa Kaludis verstummte und sah mich mit überraschtem Blick an. Fast sah sie etwas enttäuscht aus, und am liebsten hätte ich geheult, mir in die Hose gepinkelt und wäre im Erdboden versunken.

Als ich aufwachte, war es Viertel vor fünf Uhr, und ich war mit kaltem Schweiß bedeckt. Mir war klar, dass der Traum etwas mit den Revalbonbons zu tun haben musste. Ich stand auf und setzte mich für eine Weile auf die Toilette, aber erfolglos.

Während ich dort saß, dachte ich über den Traum nach. Ich fand ihn sonderbar. Es gab kein Aquarium im Brumberga-Tierpark, und Ewa Kaludis war bei dem Ausflug gar nicht dabei gewesen.

In der Nacht machte ich kein Auge mehr zu.

\* \* \*

Ich war noch gar nicht richtig bei Edmund in die Wohnung gekommen, da fragte er mich: »Weißt du, was der größte Unterschied auf der Welt ist?«

»Zwischen dem Universum und Åsa Lenners Gehirn?«, probierte ich.

»Nix da«, schüttelte Edmund den Kopf. »Der größte Unterschied auf der Welt ist der zwischen meinem Vater und meiner Mutter. Nur dass du das weißt.«

Und damit hatte er gar nicht so Unrecht, das wurde mir bei dem Essen, zu dem sie mich eingeladen hatten, klar. Es sollte so eine Art Vorschusssank sein dafür, dass Edmund den ganzen Sommer in Genezareth bleiben durfte, nehme ich an.

Albin Wester, Edmunds Vater, war klein und kräftig, mit hängenden Armen und einem Watschelgang. Er sah aus wie ein Gorillamännchen, jedenfalls fast. Und dazu ein bisschen abgehetzt und resigniert; obwohl ich Antifußballer war, kam mir ein Fußballtrainer in den Sinn, der versucht, nach der ersten Halbzeit die Moral aufrecht zu halten, obwohl die Mannschaft mit 6:0 im Rückstand liegt. Fröhlich, obwohl es irgendwie aussah, als ginge es ihm hunderbärmlich. Während wir aßen, redete er fast die ganze Zeit, am meisten, wenn er den Mund voll hatte.

Frau Wester dagegen war korrekt wie eine Standuhr in Trauerkleidung. Während des ganzen Essens sagte sie kein Wort, versuchte aber ab und zu zu lächeln. Dann sah es so

aus, als würde sie gleich platzen, und jedes Mal bekam sie einen Schluckauf und schloss schnell die Augen.

»Nehmt euch noch, Jungs«, sagte Albin Wester. »Man weiß nie, wann es wieder was gibt. Signes Wursteintopf ist in ganz Nordeuropa berühmt.«

Edmund und ich aßen wirklich große Portionen, denn es war ein guter Wursteintopf. Mir fiel die Haushaltsfrage für den Sommer ein, und ich sagte Edmund, er sollte seine Mama doch bitten, das Rezept aufzuschreiben.

Ich wusste, dass so etwas der Gipfel von Höflichkeit war, und ganz richtig öffnete sich die Wanduhr und hickste.

»Wursteintopf à la Signe«, sagte Albin Wester aus den Mundwinkeln. »Eine Götterspeise.«

Auch er lächelte, wobei ihm ein paar Wurststückchen auf den Schoß fielen.

\* \* \*

»Sie ist Alkoholikerin«, erklärte Edmund anschließend. »Sie muss jeden einzelnen Muskel im Körper angespannt halten, um so ein Essen zu überstehen.«

Ich fand, das klang merkwürdig, und das sagte ich auch. Edmund zuckte mit den Schultern.

»Ach was«, sagte er. »Das ist überhaupt nicht merkwürdig. Sie hat drei Geschwister. Und die sind alle gleich. Das kommt von Großvater, er war ein verfluchter Suffkopf, aber ein Frauenkörper kann das irgendwie nicht vertragen.«

»Ja?«, wunderte ich mich.

»Man soll Frauenzimmern keinen Schnaps einflößen. Und kein Kraut in den Tabak mischen. Das geht nicht gut.«

Ich überlegte.

»Das klang wie von Salasso«, sagte ich. »Liest du oft Westernhefte?«

»Manchmal«, murmelte Edmund. »Aber inzwischen lese ich lieber Bücher.«

»Ich wechsle immer mal«, erklärte ich diplomatisch. »Aber wie lange geht das denn schon so? Kann man sie denn nicht irgendwie heilen?«

Die Nebenwirkungen des Alkohols waren mir nicht ganz unbekannt. Holger, ein Cousin meines Vaters, war aus diesem Holz, und in der Vierten hatten wir das halbe Schuljahr einen Lehrer gehabt, der unter dem Namen Fusel-Jesus lief. Er predigte uns immer vom Lehrerpult aus etwas vor, und als er einmal im Lehrerzimmer eingeschlafen war und sich vollgepisst hatte, wurde er gefeuert.

Jedenfalls wurde das erzählt.

Edmund schüttelte den Kopf.

»Das bleibt in der Familie«, sagte er. »Das dringt nicht nach außen, wird nicht offiziös.«

»Ach so«, sagte ich. »Aber ich glaube, das heißt offiziell.«

»Ist doch scheißegal, wie das heißt«, sagte Edmund. »Immerhin ziehen wir ihretwegen so oft um. Das nehme ich jedenfalls an.«

Mir tat Edmund Wester Leid.

Und sein Vater auch.